

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 14 (1910)

Artikel: Das Glück von Edenhall

Autor: Lienert, Meinrad

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572523>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Zwei Gedichte von Ernst Zahn

Sieg

Mein Bergland hat den Sturm besiegt,
Der sich an jenem Fels gebäumt,
Und wohl von dem behütet liegt
Mein kleines Dorf nun, ruht und träumt.

Hoch hebt der Schyn, der kühne Turm,
Den weißen Söller, vielgezackt.
So stand vier Nächte er im Sturm,
Wie grimm ihn der auch angepackt.

Hoch ragt er noch. Ein Licht glimmt jetzt
Um seiner Zinne höchsten Knauf
Und schwillt und strahlt. Die Sonne setzt
Dem Berg die Siegerkrone auf.

Ich wandle durch mein weißes Tal
Und wünsche mir ein stark Gemüt
Und nach des Lebens Sturm einmal
Ein Leuchten, wie da oben glüht.

Regentropfen

Der Regen regnet ohne Rast und Ruh.
Der Tag blickt müde, wie nur halb erwacht,
Und wird so weinen, weinen immerzu
Bis an die Nacht.

Mein Fenster wird manchmal von Tropfen naß.
Verstohlen fallen sie und scheu und weich.
In meinem Herzen aber klingt etwas
Ganz gleich — ganz gleich.

Das spür' ich nun von Tagesanbeginn,
Da drinnen ist ein alter Gram erwacht
Und weint sich aus, des ich sonst Meister bin,
Bis an die Nacht.

Das Glück von Edenthal.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Kindergeschichtlein von Meinrad Lienert, Zürich.

Es war einmal ein bleiches, blauäugiges Kind. Das saß auf der Stiege hinter dem mitten in den Fabriken stehenden Abwarthäuschen, wiegte ein hölzernes, buntbemaltes Püppchen im Arm und sang:

Doli doli, Kindlein,
Draußen geht ein Windlein.
Draußen läuft ein weißes Ross,
Reit' der Prinz von seinem Schloß,
Reit' wohl in die Nacht hinein:
Räm' er mir in's Kämmerlein!
Würd' er doch mein Trautgesell!
Liegt kein Stäubchen auf der Schwelle,
Hab' am Sims viel Rosen auch:
Lockt' ihn doch ihr süßer Hauch!
Ihre roten Mündlein hold

Meine Lieb ihm künden sollt'!
Doli doli, Kindlein,
Draußen geht ein Windlein.

Jetzt flog dem Mägglein ein Spielball in den Schöß.
Es jubelte laut auf, besah ihn rundum, bettete geschwind ihr hölzernes Titibabi ins nebenanstehende, mit Holzwolle ausgepolsterte Kästchen und rief: „Richardli, Richardli!“

Ein rotwangiges, von einem Sommerhut überschattetes Gesicht guckte einen Augenblick um die angerauhte Ecke eines Fabrikgebäudes.

„Komm du nur hervor, Richardli,“ rief das Mägglein; „ich habe dich schon gesehen!“

Nun jagte auflachend ein feingekleideter Knabe um die Ecke auf das schmalwangige Kind zu und rief aus: „Siehst du, Liseli, wie gut ich gezielt habe! Mitten ins Schürzchen hab' ich dich getroffen!“

„Ja,“ lächelte es, „aber ich bin nicht erschrocken, weil ich gleich dachte, du steckest hinter der Ecke. Spielst du nun wieder bis zum Abend mit mir, Richardli? Wollen wir mit deinem grünen Ball spielen?“

Richard, das Söhnchen des Fabrikherrn, pflegte, trotzdem es ihm seine Mutter streng untersagt hatte, sich hin und wieder zu Liseli, hinter das von hohen Fabrikgebäuden eingeschlossene Abwärthäuschen zu machen. Mitunter beteiligte er sich sogar an den bescheidenen Abendmahlzeiten des Fabrikabwartes, wobei er dem nur wenig essenden Mägdlein mit gutem Beispiel voranging und die geschwellten Erdäpfel hineinworgelte, als käme er eben aus der ausgehungerten Arche Noah.

Jetzt hatte der Knabe seinen Ball flink aus ihrem Schoß genommen, warf ihn hochauf, und ihn wieder haschend, sagte er: „Nein, ich kann nicht dableiben. Weißt, Liseli, die Base aus der Stadt ist zu Besuch gekommen, und nun muß ich zum Vater in die Fabrik hinauf und es ihm berichten, damit er sogleich heimkommt. Ich komme aber morgen nachmittag wieder; denn dann habe ich frei.“

Das Liseli sah mit schier wehmütigen Augen auf seine bloßen Füße nieder und sagte leise: „Das ist jetzt aber schade! Es ist heute meines Vaters Namensstag, da gibt es zum Nachtessen Fröschenbeine; mein großer Bruder hat sie gestern im Fabrikweiher geholt, und da glaubte ich, du tätest mit uns essen; denn die Mutter bickt den Fröschenbeinen knusperige Höschchen.“

„O nein,“ machte er, „gebackene Fröschenkel mag ich nicht gern; aber wenn ihr wieder mal Erdäpfel mit Kämmel habt, die so auftauchen, dann komme ich zu euch zum Essen. Jetzt muß ich schnell zu Papa ins Büro hinaufgehen. Adieu!“

„Richardli, Richardli,“ bat es, ihn am Sammtjöpplein zurückhaltend, „nur noch ein ganz kleines Weilchen bleib da!“ Sie schien sich ängstlich auf ein Zauberwort zu besinnen, das ihn festzubannen vermöchte. Plötzlich leuchteten ihre Augen auf; sie begann im Sack ihres rot und blau gesprengelten Röckleins herumzusuchen. „Wari' noch, Richardli, wart' noch,“ flehte sie, „schau, was ich dir zeigen will!“ Endlich brachte sie ein mehrfach verknüpftes Nestuch heraus, löste mit ungeduldigen Fingern die Knoten, und dann wickelte sie in bebender Hapt vor dem neugierig zuschauenden Knaben einen roten Glasscherben heraus und sagte eifrig: „Schau, schau, was ich hinter der Friedhofskapelle gefunden habe!“

Geschwind hielt sie den Scherben an's Auge.

„O,“ rief sie aus, „deine weißen Zähne sind ganz rot!“

„Laß mich auch mal hindurchsehen!“ machte er begierig, nahm ihr den Scherben weg, setzte ihn an's Auge und schaute sie prüfend an.

„O,“ rief er, „und deine blauen Augen sind auch ganz rot!“

Gleich guckte sie wieder durch den Scherben.

„Das ist lustig,“ licherte sie, „du hast auf einmal ganz rote Kraushaare! Sie sind noch hundertmal röter als Heizer Peters Haarschopf!“

„O,“ rief er aus, ihr das Glasstück wieder wegnehmend und hindurchschauend, „und deine Wänglein, die doch sonst immer so bleich sind, sind jetzt auf einmal zündbrandrot, noch tausendmal röter als die meinigen!“

„U—u,“ machte sie bewundernd, ihn durch den Scherben wieder anblickend, „dein braunes Sammtjöpplein ist jetzt auch ganz rot und sieht noch tausendmal schöner aus als des Pfarrers Meßgewand am heiligen Tag zu Pfingsten!“

Er sah sie sinnend an.

„Weißt du, was wir machen wollen!“ hastete er heraus. „Komm, Liseli, wir gehen zu mir heim und steigen auf den hohen Turm unseres Hauses hinauf! Dort kann man fast die ganze Schweiz sehen, hat der Papa gesagt, und wie die Sonne im Schwabenlande untergeht. O, das wäre gewiß durch dein schönes Glas sein anzuschauen! Komm mit, komm mit!“

„Nein du, ich darf nicht,“ sagte sie halblaut, und etwas Schattenhaftes, wie der erste sinkende Schleier der Dämmerung, ging über ihr Gesicht; „sie täten mich wieder fortjagen!“

Nämlich, als der Knabe das Mägdlein einige Tage vorher mit sich ins Haus nehmen wollte, um ihm den Springbrunnen und die kleinen Schildkröten drin zu zeigen, wurde es vom Gärtner auf Befehl der Hausfrau barsch weggewiesen.

Aber Richard gab nicht nach.

„Komm du nur, Liseli!“ sagte er. „Du darfst es ganz fröhlich wagen. Weißt, wir gehen nicht durch das Hauptportal, wir laufen durch ein Seitenpörtchen in den Park hinein, machen uns unter den großen Bäumen nach den Hintertreppen des Hauses und schleichen uns dann mäusleinstill hinauf in den Turm... Komm nur, komm nur schnell!“

Er versuchte, sie am Röcklein nachzuziehen.

„Nein, nein,“ wehrte sie sich ängstlich, und ihre schmalen Wangen schienen noch mehr einzufallen, „laß mich lieber hier, ich darf nicht, ich darf nicht!“

„Du mußt aber!“ drängte er. „Sei doch nicht ein solches Furchtgretchen! Komm, komm! Denk nur, wie weit du vom Turme sehen könnest! Hast du denn auch schon einen See gesehen?“

„Nein,“ machte sie, „einen See habe ich noch nie gesehen, als den schwarzen Weiher hinter der Fabrik, wo die Frösche singen.“

„He, und hast du denn schon eine Stadt gesehen?“

„Nein,“ meinte sie, „eine Stadt habe ich noch keine gesehen. Aber das Schulhaus vor der Fabrik und das Wirtshaus und das Kirchlein und der Spezereiladen daneben sind doch auch große Häuser, und die kann ich schier alle Tage sehen.“

„O, die Stadt, die man von unserm Turme aus sieht, ist noch hundertmal größer.“

„Noch hundertmal größer?“

„Ja. Komm, ich will sie dir zeigen! O, die wird glänzen, wenn man sie durch dein Glas anschaut! Und,“ setzte er mit großen Augen hinzu, „rat', was sieht man wohl noch von unserm Turme?“

„Was denn?“

„Den Horizont.“

„Den Horizont?“ machte sie verwundert.

„Freilich,“ sagte er wichtig, „der Hauslehrer hat ihn mir vorgestern gezeigt. Möchtest du den nicht auch gerne sehen?“

„O, wenn ich nur dürfte! Das ist gewiß etwas Schönes!“

„So komm doch!“

Er faßte das Mägdlein fest an der Hand und zog es nach. Erst sträubte es sich noch ein wenig. „Ach nein, ach nein, wenn mich deine Mutter sähe!“ Aber schließlich ergab es sich, und unversehens ließen sie beide, was gibst was hast, dem rußigen Gemäuer der Fabriken entlang, hinaus ins Feld, hinauf zum Hügel mit dem hochgelegenen Herrensitzen, aus dessen Dächern der Aussichtsturm hervorstach. Auf einmal standen sie an einem von Eichen umspinnenden Seitenpförtchen des Parkes. An einer der beiden von künstlichen Kakteen gekrönten Säulen des Einganges befand sich ein grünangelaufenes Messingschildchen mit der Inschrift „Villa Edenhall“.

Das Liseli blieb stehen und wollte nicht weiter gehen. Es war ihm, das Schildchen mit dem merkwürdigen Namen schaue es so kalt, so zurückweisend an.

Doch der Knabe ließ keinen Widerstand mehr aufkommen. Er öffnete behutsam das Pförtchen, zog das nur halbwegs widerstrebende Kind nach, und jetzt ließen sie hurtig, Hand in Hand, über einen sandbestreuten Seitenweg zum hintern Tore des Herrschaftshauses. Erst hielt er sorgfältige Ausschau, und da er Schritte zu hören glaubte, versteckte er sich mit dem erschrockenen Mägdlein geschwind hinter einem flötenden Pan. Dem Liseli lief der Angstschweiß über die Wangen, weniger aus Furcht vor dem in der Nähe vorbeigehenden Gärtner als wegen des Grauens, das ihm der gehörnte und zottige Teufel, hinter dem es kniete, einflößte.

Jetzt war der Gärtner verschwunden. Sie sprangen auf, gewannen die Hintertür. Nun entledigte sich auch Richard seiner braunledernen Stiefel und nahm sie in die Hand. So stiegen sie dann so leise als menschenmöglich durch das Hintertreppenhaus hinauf. Das Liseli hielt krampfhaft, eine wahre Todesangst im hochklopfenden Herzen, seines kleinen Führers Hand fest. Der bog bald in ein ganz dunkles Stiegenhaus ein, und das war der Turmaufstieg.

Es war so finster, daß sich das Mägdlein schier fürchtete und mit beiden Händen das Jöpplein seines Gefährten festhielt. Höher und höher kamen sie auf der steilen Wendeltreppe. Auf einmal hob der Knabe einen Deckel hoch, und sie standen, umbrandet vom Lichte der schon tiefstehenden Sommersonne, auf dem Söller des Turmes.

„Jetzt sind wir oben,“ sagte er aufatmend.

Das Liseli hatte beide Hände vor die Augen gelegt, geblendet von dem goldenen Sonnenbad. Aber nun öffnete es die Augen halbwegs und schaute durch die roten Rägen seiner Finger. „O wie hell ist es da oben!“ machte es wie im Traum.

„Gib mir jetzt das Glas!“ heischte er.

Sie zog das Nasstuch rasch aus dem Sack, grübelte den roten Scherben heraus und reichte ihn dem Knaben hin. „Da, Richardli!“

Er setzte ihn flink an's Auge.

„O—o,“ rief er aus, „die ganze Welt ist feuerrot! Das ist fein, das ist fein! Liseli, nun mußt aber du durch's Glas schauen!“

Er hielt ihr den Scherben hin, und sie sagte ihn sofort an's Auge.

„O,“ schrie sie entzückt auf, „u—u, wie schön, wie schön!“

„Siehst du jetzt den See?“ fragte er.

„O ja, er ist ganz voll Blut, und die Bäche laufen auch voll Blut, und weit draußen sehe ich eine rote Stadt glänzen, und noch weiter draußen ist ein langer, langer roter Berg . . .“

„Ja,“ unterbrach er sie, „das ist jetzt eben der Horizont!“

„O, der ist schön!“ rief sie aus. „Und ringsum sehe ich nichts als Land und Land, und ein feuerroter Vogel fliegt darüber, weit, weit fort.“

„Ja,“ machte er wichtig, „das gehört jetzt alles zur Schweiz!“

„O, die Schweiz ist aber groß! Und die Bäume auf den Matten sehen aus wie ein Garten voll blutroter Rosenbüschle.“

„Läß mich nun auch wieder einmal hindurchsehen!“ bat er, nahm ihr den Scherben vom Auge, ihn hurtig selber ansezend.

„Ja,“ bestätigte er, „die Bäume sehen aus wie lauter blutrote Rosensträuche, wie die Purpurrosenbüschle in unserm Borgarten, die der Papa so gern hat. Und schau, schau!“ lärmte er jetzt, so laut er konnte. „Komm, schau! Nun sieht man, wie die Sonne im Schwabenland untergeht.“

Bitternd vor Aufregung drängte sich das Mägdlein an ihn, und so schauten sie beide, Wange an Wange, mit großen überglücklichen Augen durch den Scherben in die Sonne, die eben hinter den fernen Bergen unterging.

„Die Sonne sieht aus wie ein feuriges Scheiblein!“ rief er aus.

„Ja,“ meinte sie, „und der Himmel wie der rote Umhang, den sie im Chor des Kirchleins in der Karwoche wegziehen, wenn der Liebgott aus dem Grabe aufersteht!“

„O—o, wie schön!“

„U—u, wie wunderlich!“

„Richard!“

Entsetzt sprang das Liseli auf.

Vor ihr stand die Frau des Hauses, Richards Mutter, mit einer andern vornehm gekleideten Dame. Sie mußten eben aus der Dachluke gestiegen sein.

„Richard!“

Jetzt erhob sich der Knabe, der auf den ersten schärfen Anruf seiner Mutter zuerst nur stumm, mit suchenden Augen, wie im Traumwandel um sich schaute.

„Ja, Mama,“ antwortete er jetzt erschrocken.

Das Liseli verfroch sich wie ein Mäuschen, das die Raße vor sich sieht und keinen Ausweg mehr weiß, in einen Winkel und schaute in den Boden.

„Aber, aber, Richard! Nun habe ich der Frau Bäse die Aussicht ein wenig zeigen wollen, bis du uns den ersehnten Papa heimbrächtest, und nun finden wir dich, und dazu in einem solchen Aufzuge“ — sie sah mit bösem Blick nach seinen bloßen Füßen — „und in Gesellschaft dieses Gassenbärbeles, zuoberst auf dem Turm! Und ich verbot dir doch wiederholt den Umgang mit Kindern unserer Dienstleute auf's strengste. Das geht einmal nicht. Willst du denn gar nie Lebensart annehmen? Aber mach nur den Trotzkopf, der Papa soll mit dir noch reden!“

Der Knabe stellte sich mit abgewandtem, trockenem Gesicht an die Mauerbrüstung.

„Und du,“ herrschte sie jetzt das Mägdlein an, das mehr tot als lebendig wie ein verhageltes Maßliebchen knieend an dem Mäuerlein klebte, „wie konntest du's denn nochmals wagen, in unser Haus zu kommen? Aber wie die Alten, so die Jungen! Sie werden eben immer frecher und ausgeschämter. Neberhaupt,“ sprach

sie, immer aufgeregter werdend, „was hattet ihr denn auf dem Turm zu tun?“

Blitzgeschnell kehrte sich das schmollende Söhnchen nach seiner Mutter um und sagte, aufleuchtenden Auges ihr den roten Scherben zeigend: „Schau, Mama, welch ein feines Glas hat das Liseli gefunden! Wenn man hindurchschaut, sieht die Welt ganz anders aus, wunderschön, sag' ich dir, Mama! Weißt, grad wie wenn wir Kinder am heiligen Abend im Dunkeln warten und es auf einmal klingelt, die Türen zum Saal aufgehen und der Weihnachtsbaum vor uns steht! Schau nur hindurch, Mama,“ machte er eifrig, ihr den Glasscherben in die Hand gebend, „schau nur hindurch!“

„Pfui, pfui!“ rief sie entrüstet aus.

Dann ein fürchterlicher Aufschrei in einer Turmecke.

Der rote Glasscherben war auf den Boden gefallen; ein feiner Frauenstöckel trat darauf und zermalmte ihn zu hundert Splittern.

„Und nun streich' dich auf der Stelle fort, du frecher Fratz!“ fuhr Richards Mutter das Mägdlein an, das mit ausgestreckter Hand, als wollte es den fallenden Glasscherben haschen, im Turmwinkel kniete. „Und daß du's nie mehr wagst, in unser Haus zu kommen! Marsch, mach' dich fort!“

Einen Moment nur schauten die blauen, angst- und schmerzerfüllten Augen des Kindes aus totenbleichem Schmalem Gesichtlein zu der aufgebrachten Frau auf; dann suchten sie den Boden wieder, und jetzt erhob es sich, ging langsam, mit zitterndem Barfüßchen nach der Dachluke und verschwand.

Sogleich wollte ihm Richard nachschlüpfen; aber seine Mutter hielt ihn am Sammtjöpplein zurück und herrschte ihn an: „Du bleibst da!“ Und wie er dennoch davonwollte, sagte sie zornig: „Schämst du dich denn nicht, dich in der Gegenwart unserer Stadtbase so aufzuführen! Die wird sich ihre Sache von dir denken!“

Da stellte er sich, den Kopf machend, in eine Turmecke und staunte über den Söller in den Park hinab.

Befremdet, mit seltsamen Augen hatte die Stadtbase der ganzen Szene zugeschaut. Jetzt öffnete sie das Säcklein, das sie am Arm trug, entnahm ihm eine silberne vergoldete Bonbonniere und sprach, sie dem Knaben freundlich lächelnd hinhaltend: „Hier, mein kleiner lieber ungebärdiger Beter, will ich dir etwas schenken. Ich habe es zum Geburtstag von meinem Kinde, weißt du von der Fanny, die dich so wohl leiden mag, bekommen. Ich denke, es wird dich wohl über deinen roten Glasscherben hinwegtrösten. Nimm sie nur und schau nach, was für süße Dingelchen drin stecken!“

Sie drückte ihm die Bonbonniere in die willenlos herabhängende Hand, und er behielt sie gedankenlos drin; denn eben schaute er dem Mägdlein nach, das jetzt



Goffredo Segantini, Maloja-Rom.

Bildnis der Gattin des Künstlers (1907/08).

drunten im Park, ins Schürzchen schluchzend, hurtig davontrippelte.

„Liseli, Liseli!“ schrie er verzweifelt hinunter.

Aber das Kind schaute nicht auf, es lief nur noch rascher, bis es unter den Laubbäumen der alten Eichen verschwand.

„Richard,“ rief jetzt, fast kreischend, die Stimme

der Mutter, „wirst du dich wohl bedanken?! Kennst du denn wirklich gar keinen Anstand?!”

Blißgeschwind drehte er sich um, ließ die vergoldete Bonbonniere zu Boden fallen und verschwand auffluchtend in der Dachluke.

Mittlerweile war auch die Sonne untergegangen, und farblos, schier traurig, lag die Welt zu Füßen der beiden Frauen, die sich sprachlos ansahen ...

Das Fenster.

Novelle von Willy Lang, München.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

An einem grauen Septembertage war es, als Roman Henry am Rhyn bei einem kleinen und in seinem Neuzern nicht sehr komfortablen Hotel der Rue de la Sorbonne in einem Fiaker vorfuhr.

Der Garçon kam aus der Entree gelaufen und mühete sich, den großen gelben ledernen Koffer vom Kutschbock herunterzuheben, indes Roman Henry mit einer grünen dunkeln Reisetasche ausstieg und dann seiner kleinen Freundin Gabriele aus dem Wagen half.

Langsam stieg er mit ihr die schmale Hotelstreppe, die sich wie eine alte gotische Turmstiege in Rundungen empordwand, hinauf, zuweilen innehaltend wie ein Mensch, der entweder mit Atembeschwerden behaftet ist oder aus reiner Neigung zur Gelassenheit ein rasches Tempo nicht liebt.

Das Stiegenhaus war dunkel, und Gabriele schmiegte sich in hingebungsvoller Haltung an ihn, als wollte sie ihn etwas stützen oder auch nur durch einen sanften Druck des Armes ihrer Gegenwart versichern.

Als sie beide in der dritten Etage in die von ihnen am Morgen dieses Tages gemieteten Zimmer traten, hatte der Garçon den Koffer schon neben die Türe an die Wand gestellt und sich verabschiedet.

Roman Henry trat an die Fensteröffnung, die ohne Brüstung die ganze Höhe des Zimmers einnahm und nur von einem braun bestrichenen Eisenstab quer durchzogen war. Er schaute hinüber an das Gemäuer der Sorbonne und träumte über den Ausblick nach dem stillen, dunkeln, vergitterten Gebäude.

Als er sich umsah, war Gabriele schon daran, den Koffer auszupacken. Sie legte mit ihren schnellen Händen Stück um Stück in den großen, in die Wand eingelassenen Schrank und hängte die Kleider an einen Rechen, der in einem kleinen Vorgemach von einem geblümten Tuch überhangen war.

Roman Henry hatte sich den braunen karierten Palot und den Rock abgestreift und saß, die Arme auf den Knieen, auf dem Stuhl beim Fenster.

„Du bist müde?“ fragte Gabriele mit sanfter und etwas singender Stimme.

„Ja, mein Herz . . .“ antwortete Roman Henry und langte nach der grünen Reisetasche.

Gabriele hatte sich auf das Bett im Alkoven gesetzt und verhielt sich völlig still.

Da entnahm er einem Etui ein kleines silbernes Instrument mit langer Nadel und sog es aus einem winzigen Glasfläschchen voll mit einer klaren schimmern-

den Flüssigkeit. Er streifte den Hemdärmel zurück und stach die Nadel in die Haut, am Unterarm, nahe beim Ellbogen.

Als die Spritze leer war, lehnte er sich zurück. Gabriele schaute mit aufmerksamem, angespanntem Blick auf seine halbgeschlossenen, sehr eingefallenen Augen, wie nach einem Punkte, auf den es jetzt in jedem Sinne ankam. Sie wußte, daß er nicht schlief, sondern vielmehr seinen schlanken Körper kontrollierte und die Ströme, die eben durch ihn rannen, in allen Nuancen zu empfinden versuchte.

Von der Straße her kam das rollende Geräusch eines schweren Omnibus; doch Roman Henry verharrte regungslos in seiner Stellung, als ob seine Sinne ganz nach innen gerichtet wären. Auf seinem Gesicht aber geschah allmählich eine Wandlung. Sein seltsam farbloser Teint erhielt einen matteten, rötlichen Schimmer, die geschweiften Augenbrauen hoben sich zuweilen in einem merkbaren Zucken, die Form der schlanken, bläulichbläffenden Hände, die vorher regungslos und ohne den geringsten Ausdruck einer Kraft auf seinen Knieen gelegen hatten, begann sich zu straffen, und als Roman Henry endlich die Lider hob, lächelte er Gabriele ins Gesicht, aber nicht heftig oder in einer übermäßigen Bewegung, sondern eher still und froh wie einer, der weiß, wie kostbar schließlich die Möglichkeit eines solchen Lächelns ist. Seine Augen aber hatten nun einen fast majestätischen, dunkel strahlenden Glanz, und wie er aufstand, zeigte sein ganzer Körper so viel stolze Haltung und Festigkeit, daß Gabriele sich hob und in einem einzigen Sprung an seinem Halse hing.

Sie fühlte sich in diesem Augenblick überglücklich, als hätte sie ihren Geliebten eben eine schwere Krankheit überdauern sehen; denn trotzdem sie diesen Moment täglich einmal und zwar immer gegen Abend erlebte, hatte er für sie doch stets eine unheimliche, beklemmende Spannung. Einmal war ihr der Vorgang an sich im tiefsten Wesen fremd. Sie mißtraute dieser sonderbaren Steigerung der Natur, wenn ihr auch Roman Henry weitaus und mit vielen Worten die Notwendigkeit zu beweisen versucht hatte. Dann waren diese paar Minuten, da er so starr und weltabgewandt dastand, die einzigen im Verlauf des ganzen Tages, da sie für ihn gar nicht existierte, und Gabriele durchrannte darob das Gefühl einer ängstlichen Verlassenheit, zumal sie den Eindruck hatte, er sei im Verlauf der Verwandlung kaum Herr seiner selbst, sondern eher ein lebloses Wesen, das, einem dunkeln Ziele hingegessen, auf irgend eine Erfüllung wartete.